

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(23. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreucher.

(Nachdruck verboten.)

John Sherwood?

Ja — sie hatte es nie anders gewußt, als daß er John Sherwood heiße.

Nun aber war er gar nicht der, für den er sich bisher ausgegeben, sondern . . .

Sie öffnete die Augen, griff nach dem Zeitungsblatt, das in ihrem Schoß lag, hielt es zwischen zitternden Händen, suchte mit verstorbenen Augen.

Da — hier:

„Als Täter kommt ein gewisser John Sherwood in Frage, der mit dem berühmtesten Hochstapler Frank McCornick identisch sein soll.“

Frank McCornick — sie kannte diesen Namen, wie die ganze Welt ihn kannte, weil er immer wieder in der Presse auftauchte.

John Sherwood aber war dieser Frank McCornick! Jetzt ein Schwerverbrecher und Mörder!

Brüssel hatte er demnach gemeint, als er vorgestern abend in seiner Pension davon sprach, daß er auf zwei Tage verreisen müsse — Brüssel, wohin er gefahren war, um einen der reichsten Männer der Welt zu ermorden und zu berauben.

Jeden Moment konnte man ihn verhaften. Denn die Zeitung schrieb ja, daß sein genaues Signalement vorläge.

Wenn man ihn dann verhörte und in dem Schlupfwinkel der Karlstraße sein Gepäck durchstöberte . . . Oh — er würde sie nicht schonen, sondern ihren Namen nennen und sie mit sich reißen ins Verderben!

Inez Rionn, die Diva des Eskorial-Theaters, als Komplizin eines Raubmörders . . .

Das sollte das Ende sein?!

Durch die ausgewählten Gedanken zuckte jäh ein Name: Henner von Traß, der sie mit all seiner hochmütigen Distanziertheit und der undefinierbaren Vornehmheit seiner Erscheinung fasziniert und von Sinnen gebracht hatte — jetzt war die Stunde gekommen, ihre Macht an ihm zu erproben!

Eine Stunde bitterster Not, die sich nie hatte ahnen lassen und ihrer beider Rollen vertauschte.

Er würde zu helfen wissen!

Aber hatte John Sherwood ihr nicht gesagt, daß der Botschaftsrat verreist sei?

Doch selbst wenn er hier gewesen wäre — mußte er nicht ihr Todfeind sein? War sie denn so verblendet, Rettung gerade von einem Manne zu erwarten, gegen den sie solche Schuld trug?

Dem Chaos ihrer Gedanken entrang sie sich erst, als der Wagen nach einer Stunde vor ihrem Hause hielt. Alle Kraft mußte sie aufbieten, um den Lift zu erreichen.

Sie ließ sich von ihrer Zofe ein teagown reichen, rührte das Essen nicht an, sondern verdämmerte die Stunden des Nachmittags wie in apathischer Erschöpfung auf der Ottomane.

Eine Verabredung zu einem Modetee im Mercedes-Palast, die sie für fünf Uhr mit Bekannten getroffen, sagte sie telephonisch ab.

Sie wartete, daß irgend etwas geschehe. Doch was es sein sollte, wußte sie nicht.

Das Ausschillen des Telefons ließ sie hochschreien. Unbestimmbare Angst zitterte ihr durch die Adern, als sie sich erhob und den Hörer vom Tischapparat nahm.

Ja — bitte.“

Diese harte heisere Stimme, die jetzt im Mikrophon erwachte — die gehörte dem Mörder des Präsidenten Josea Bruce!

„Inez, ich bin in Berlin. Das letzte Mal und nur noch auf wenige Stunden. Aber es handelt sich um meinen Koffer, der noch in der Pension steht und mein Geld wie meine gesamten Papiere enthält. Ohne den darf ich unter keiner Bedingung fort. Also mußt du ihn mir besorgen und bringen. Um Punkt zwölf Uhr heute nacht vor der kleinen Weinstube, in der wir vor zehn Tagen zur Nacht aßen und wo ich dir den Fall Traß auseinandersetzte. Da erwartest du mich mit dem Koffer und einer geschlossenen Autodroschke, die du mir zum Weiterfahren überläßt. Damit trennen sich dann unsere Wege endgültig.“

„Das haben sie schon getan.“

„Weigerst du dich etwa . . .“

„Ja“, sagte sie leise, aber sehr fest, „ich weigere mich. Wir haben nichts mehr zu schaffen miteinander; seit ich heute mittag las, wer du bist und was du getan hast . . .“

„Wehe dir, wenn du mich vergebens warten läßt!“

„Das werde ich bestimmt tun! Keine Nacht der Welt kann mich zwingen, dir noch einmal zu Willen zu sein. Also rechne nicht mit meinem Kommen. Wir dürfen uns nie mehr wiedersehen. Eher ginge ich aus freien Stücken zum Gericht und bezichtigte mich dessen, wozu du mich veranlaßt hast.“

Sie legte den Hörer in die Gabel zurück und warf sich wieder auf das Ruhebett. Die erkünstelte, feste Gelassenheit, mit der sie gesprochen, schlug jetzt zurück in fliegende Erregung.

Welch eine an Wahnsinn grenzende Tollkühnheit, noch einmal sich nach Berlin zu wagen!

Und wie — wenn seine verzweifelte Entschlossenheit, die vor nichts zurückschreckte, sich nun gegen sie selbst richtete?

Mochte er tun, was er wollte!

Die Grenze war überschritten. Es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen beiden.

Doch nichts geschah. Alles blieb still. Der Nachmittag glitt in den Abend hinüber.

Erst im allerletzten Moment fuhr sie zum Theater. Spielte überreizt und nervös; überhörte Stichworte und verpaßte Einsätze des Kapellmeisters; ließ den Inspektanten wie einen Bühnenarbeiter stehen, als er eine Frage an sie zu richten wagte; verweigerte ihrem Partner Dalapos, obwohl sie darauf doch sozusagen vertraglich festgelegt war.

Und schon während der großen Pause fieberte die Angst in ihr, was nachher werden sollte, wenn die Vorstellung zu Ende war.

Wieder heim in ihre Wohnung? — Ihr graute vor der Einsamkeit der langen Zimmerflucht und dieser Nacht, in der sie keine Stunde Schlaf finden würde.

Oder in den Bühnenklub fahren? — Unerträglicher Gedanke, stundenlang leerem Geschwätz zu lauschen und sich zu einer Heiterkeit zu zwingen, von der sie doch so welkenfern war!

Mit einmal entsann sie sich:

Der Verein der ausländischen Journalisten zu Berlin gab heute abend im Regent-Hotel seinen alljährlichen Ball, der sozusagen die Saison der Reichshauptstadt mit einleiten half, weil er zu den Veranstaltungen von Rang gehörte. Sie besaß eine Einladung; wie jeder Mensch, der im öffentlichen Leben Berlins eine Rolle spielte.

Sicher traf sie dort eine Legion Bekannter. Selt würde sie trinken, den sie sonst verabscheute. Tanzen, Flirten. Sich hinwegzügen über das lauernde Entsetzen dieser Nacht. Vielleicht, wenn sie morgen im Frühlicht heimkam, um nur ein Bad zu nehmen, sich umzukleiden und ins Theater zur Probe zu fahren — daß dann das Schwerste schon überwunden war.

Von ihrer Garderobiere ließ sie zu Hause anrufen, damit die Jose ihr ein großes Abendkleid, Schmuck und Pelz ins Theater brachte.

Und jetzt, wo sie sich selbst entronnen war, spielte sie nach der Pause die beiden letzten Akte wieder mit jenem hinreißenden Temperament, das die sechshundert Zuschauer in einen Taumel des Entzückens versetzte.

„Hallo, old boy!“

John Kerridge wandte sich um. Vor ihm stand Tom Hopkins, der Berliner Vertreter des „London Mirror“, der größten illustrierten Tageszeitung der englischen Hauptstadt, und streckte ihm lachend die Hand entgegen.

„Tag, John. Was tust du in Berlin? Eben erst angekommen?“

Der Detektiv drückte die gebotene Rechte.

„Eben erst. Mit dem Flugzeug. Das heißt: an sich bin ich schon seit einer Woche hier, hatte aber für zwei Tage in Amsterdam und Brüssel zu tun. Von dort komme ich gerade.“

„Und hast vorher rasch noch den Frank McCornick verhaftet?“

Der andere lächelte.

„So schnell geht das leider nicht. Vorläufig fehlt jede Spur. Aber wir werden den Burschen schon kriegen. Die Berliner Zeitungen sind wohl alle voll von der Sache?“

„Und ob! Unglaubliche Geschichte. Hosea Bruce ermordet! Noch vor vier Monaten habe ich ihn in Hamburg interviewt. War er denn schon lange tot, als ihr ihn auffandet? Aber komm in die Bar auf einen Drink. Du mußt mir alles genau erzählen. Daraus mache ich dann morgen für den „London Mirror“ eine feine Story von zweihundert Druckzeilen.“

John Kerridge schüttelte den Kopf.

„No, mein Junge — jetzt bin ich abgespant und leg mich mal oben in meinem Zimmer eine Stunde hin. Denn obwohl ich eigentlich in rein privaten Angelegenheiten nach Berlin kam, wartet nun durch diese Mordgeschichte eine Menge Arbeit auf mich. An sich geht sie mich nichts an. Offiziell, meine ich. Aber da sprechen noch andere Gründe mit, weshalb ich sie in die Hand nehme. Und irgendwie laufen Spuren hierher nach Berlin.“

„Interessant. Immer, wenn man dich irgendwo in der Welt trifft, hast du gerade einen sensationellen Fall in Bearbeitung. Und dieser hier gehört sogar zu der ganz großen Spezies. Ein Mann von anderthalb Milliarden Dollar wird nicht alle Tage von einem Raubmörder ausgelöscht. — Also einverstanden: Laß dich zu deinem Zimmer fahren und ruhe dich aus. Wir sprechen in vier Stunden weiter. Denn heute abend kommst du doch natürlich herunter?“

„Herunter?“

„Hallo — du weißt wohl gar nicht, daß der Verein ausländischer Journalisten hier im Regent-Hotel heute

abend seinen Ball gibt? Ich gehöre mit zum Festauschuß. Deshalb war ich jetzt am Nachmittag hier, um die letzten Anordnungen zu überwachen, damit nachher auch alles klappt. Gleich werde ich noch einen Platz für dich an der Tafel reservieren.“

„Laß es lieber, Tom. Ich glaube, heute ist mit mir nicht allzuviel los.“

Doch der Korrespondent des „London Mirror“ hatte seiner Briefftasche bereits eine „Einladungskarte“ entnommen und reichte sie dem Freunde, nachdem er dessen Namen auf die vorgezeichnete Stelle gekritzelt.

Davon kann natürlich keine Rede sein. Das wäre — John Kerridge ist in Berlin und boykottiert unseren Ball! Wenn das bekannt würde, könnte ich einen ganzen Saal voll Injurien einstecken! No, my friend — du ziehst dir spätestens um zehn Uhr deinen Frack an und erscheinst. Es wird famos, sage ich dir. Einfach alles ist da: Theater, Industrie, Presse, verschiedene offizielle Persönlichkeiten der Literatur und Kunst. Auch die Regierung schickt ihre Vertreter. Wir haben Festtafel, Kabarett, ein Ballett-Divertissement, Vorführung der neuesten Pariser Wintermodelle, Tomhola, ab elf Uhr Ball mit einer original amerikanischen Jazzband. Züde mal gleich das Pfund für Eintrittskarte und Gedeck. Dann hast du den schmerzlichen Teil des Programms hinter dir, und es wartet nur noch eitel Freude auf dich.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Löwenbändiger.

Von Joachim Ringelnatz.

Joachim Ringelnatz gibt als neuesten Band seiner neuesten „Reisebriefe eines Artisten“ heraus, die soeben bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheinen. Unter diesen Tagebüchern findet sich auch eine Erzählung, die von der Lehrzeit des Verfassers bei dem Löwenbändiger Illinec berichtet. Mit dem Wärter Magnus und der Köchin Mathilde dient er bei dem Dompteur, der nur für seine kranken Löwen „Prinz“ Liebe empfendet. Schriftst.

Um 10 Uhr abends, wenn der Deutschmeistermarsch zu uns herüberklang, wurden die Falltüren geöffnet. Zunächst trug Pinguina das Löwendado eigenhändig in die Manege. Es war eigentlich schon viel zu groß und zu schwer für die stierliche Person, weshalb Pinguina drinnen immer mit Seiterkeit empfangen wurde. Nun galt es, die großen Tiere durch einen vergitterten Gang vom Wagen ins Zelt zu treiben. Im Gang stand dann mit gewickstem Schnurrbart und gewicksten Stiefeln der schlanke Illinec in einer Sufarenuniform und hielt in der Linken einen eisernen Rechen und eine Nilpferdreitsche und in der Rechten einen Revolver. So ließ er seine gebändigten Tiere der Wüste passieren. Erst kamen die drei Löwinnen. Sie liefen, vom plötzlichen Licht und von der Musik verwirrt, vielleicht auch von gewohnheitsmäßigen Ängsten und Ahnungen eingeschüchtert, nach kurzem Abirren schnell vorbei. Dann näherte sich „King“, der mächtige, böartige Löwe. Der schlich gar langsam — jeder Schritt gezwungen — mit gesenktem Kopf heraus. Und vor Illinec stockte er und blinzte höchstes Mißtrauen und brüllte drohend.

Zu dieser Szene versammelten sich jedesmal viele Leute, die den verbotenen Zutritt riskieren konnten; der Koch vom Bierzelt, die Wajrsagerin, der Luftballonmann, sämtliche Damen der Schießbude. Sie stellten sich regelmäßig ein und erwarteten den Kampf. Ich meine: sie alle — oder wir Zuschauer alle — wünschten insgeheim, daß nun etwas Entsetzliches geschehen, und gleichzeitig, daß nichts Trauriges geschehen möchte.

Illinec verlor bei dem Vorgang, der weit spannender war als die Vorstellung im Zirkus, niemals die Ruhe. Wenn „King“ stehen blieb, rief ihm der Chef nichts zu als: „Run?“ oder „Run!“ Doch er konnte es in den verschiedensten Nuancen rufen, aufmunternd, streng, zornig, warnend, ganz langgedehnt. — Und wenn „King“ plöcklich zähnefleischend und stoßweise heiser aufbrüllend seinen Kopf herumriß, dann hieß Illinec zur Abwehr den Rechen vor und schob gleichzeitig aus dem Revolver Blis und Knall ohne Kugel in die funkelnden Augen. Und „King“ blinzelte nicht, aber er brüllte noch feindseliger und schlug mit seiner Praxe mächtige rüdliche Seitenschläge in die Luft und segnete den Rechen. Illinecs „Run!“ schwoll wie ein Sirenenheulen an. Er schlug mit der Nilpferdreitsche dem Tier kräftig und, wie es schien, rücksichtslos über Schnauze und Augen. Oft

kämpften sie lange so. Schließlich, wutschraubend, wich „King“ dann doch. Aber im Zelleingang blühte er noch einmal zurück nach seinem Meister, und sein Blick trug einen fürchtbaren Haß. Wie ich ihn hatte.

Mehr oder weniger dramatisch fand dieses Duell täglich statt. Vielleicht sah es schlimmer aus, als es war. Es schien mir sogar nicht unmöglich, daß das Ganze sozusagen ein gewolltes Scheinmanöver war, um „King“ in Aufregung zu bringen und dem Publikum eine besonders gereizte und gefährliche Bestie vorzuführen. Ich gewöhnte mich mehr und mehr an dieses Schauspiel. Eines Abends, da ich mir gerade mit dem Feuer am Wasserfessel zu schaffen machte, ließ mich das Kampfgebrüll wieder aufschauen. Und da gewahrte ich, daß „King“ sich zum Sprung duckte und sah, daß Illineb die Hände nach uns Zuschauenden streckte, sah, daß er weder Rehen noch Peitsche, sondern nur den Revolver bei sich hatte. Es war ein atemloser Moment. Wir alle schrien auf. Das Folgende vollzog sich viel schneller, als es zu erzählen ist. Der Löwe sprang. Illineb schob. Mitten im Sprunge änderte der Löwe noch mit einem Ruck seine Richtung, aber er riß den leinerseits ausweichenden Illineb doch mit zu Boden. Und aus einem Arm Illinebs war ein Felsen Armel und Fleisch herausgerissen, und Blut floss. Und „King“ bäumte sich neu und sprang mit beiden Vorderbeinen wuchtig auf die Brust seines Herrn. In diesem Augenblick war sein Hinterbein ans Gitter gepreßt. Da stieß ich blitschnell die Schaufel ins Feuer und schmiß Blut und Flammen dem Löwen zwischen die Hinterbeine. Daß er mit einem Wehgeheul zur Seite sprang. Und wieder geschah das Nächste im Nu. War Illineb emporgeschleudert, hatte Magnus ihm Rehen und Peitsche zugeföhnt, streckte Mathilde einen Revolver durchs Gitter, der Blitz, Knall und Kugeln bereithielt. Es war nicht mehr nötig. Der Löwe war, von Schmerzen gepeiniget, ins Bett gerast. Der Chef wurde ins Bett getragen, die Vorstellung abgesetzt, ein Arzt gerufen. Fünf Tage lang fiel die Hauptattraktion im Zirkus aus. So lange durfte außer Mathilden niemand die Stube des Chefs betreten.

Am sechsten Tag kam dieser wieder zum Vorschein. Ich war dabei, eine Verankerung des Zeltes anzuspinnen. Da trat er, den rechten Arm in der Binde, aus dem Wagen, und — ich bemerkte es seitwärts schiekend — er ging forsch, geradewegs auf mich zu. Ich fürchtete mich vor diesem längst ausgedachten Augenblick. Ich hätte meinem, wie mir's vorkam, schon allzu hart gestraften Feinde so gern die Demütigung erspart, mir danken zu müssen. Illineb stand vor mir und — er gab mir einen Schlag. Mit der linken Faust einen Schlag in die Fresse. Und enternte sich. Ich spürte keinen Schmerz vor Verblüffung und Betrübnis. Und ich nahm auch diesen Schlag schweigend hin. Aber — sonderbar: seitdem verehrte ich Illineb, trotzdem er fortan und bis zuletzt unverändert kalt blieb und mich und uns überließ. Ja, ich fing an, ihn zu lieben. Ganz im Stillen. Ich arbeitete noch eifriger als früher, aber wenn ich seine Schritte vernahm, versteckte ich mich möglichst. Und doch befehlt ich ihn, wo es anging, im Auge.

Ich liebte ihn hündisch. Ich folgte ihm so weit, daß ich ihn aus der Entfernung beobachten und belauschen konnte. Wenn er die Fleischstücke spießte und in die Käfige reichte, unter lieben Roseworten in verschiedenen, manchmal mir unbekanntem Sprachen. Wenn er rührend zärtlich und lange „Prinzens“ Nase streichelte. Ich schlich ihm sogar in der Freizeit nach, wenn er die anderen Tiere, unsere Dogge, die Pferde der Kunstreiter, den Esel des Clowns oder die Eisbären in der russischen Bude aufsuchte und zu denen, sofern er sich von Menschen unbeachtet fühlte, genau so redete wie zu seinen Löwen. Auch diese Löwen gewann ich lieb. Einmal stand ich eine Stundelang allein und ergriffen vor dem kranken „Prinz“ in der Sonne. Er trachtete in dem engen Käfig die drei Schritte hin und die drei Schritte her unaufhörlich auf und ab, mit Schnauze und Fell das Gitter streifend, so daß er mehrere abgewetzte Stellen hatte. Und nie gelang es mir, seinen Blick zu fangen, ihm in die Augen zu sehen. Er blühte über mich, über alle Zuschauer — ich weiß: auch über Illineb — hinweg. Wie Illineb über uns Nimmenschen hinweg sah.

Als „Prinz“ eines Morgens nicht mehr imstande war, auf seinen Füßen zu stehen, ließ Illineb, ungerne nachgebend, den Tierarzt holen. Ich verfolgte von weitem die Unterhaltung und fing einige Worte auf, wie „Operation“ — „Fesselung“, — „Narkotikum“. Darauf antwortete Illineb verständlich sehr laut in einer mir und zweifellos auch dem Tierarzt unverständlichen Sprache, und er gab dem Tierarzt Geld und entließ ihn unhöflich. Nur zur Danksagung hörte ich Illineb sein Zimmer verlassen, unseren Raum durchschreiten und die Tür von außen abschließen.

Morgens gab es einen Krach. Es stimmte etwas nicht. Magnus mußte die Wagentür gewaltsam aufbrechen. Illineb wurde tot und gräßlich zerrissen und zerbißen in

„Prinzens“ Käfig aufgefunden. Ein Rasiermesser und eine Nagelschere lagen neben der Leiche. „Prinz“ hatte eine merkwürdige, rechtwinklige Schnittwunde an der linken Hüfte.

Die Löwentruppe Illineb wurde zwei Tage später aufgelöst und die Löwen verkauft, „Prinz“ war gesundet.

Acllacuna.

Skizze von Leo am Brühl.

Als ich am vergangenen Donnerstag zur gewohnten Abendstunde zu Geheimrat M. kam, öffnete mir der berühmte Toxikologe selbst die Thurtür. „Ich habe mich heute verspätet und bin im Augenblick erst nach Hause gekommen“, sagte er, während er mir die Hand reichte, „aber treten Sie deshalb ruhig näher.“ Er wartete, bis ich abgelegt hatte, und öffnete dann die Tür zum Erkersimmer, in dem wir unsere Partie Schach zu spielen pflegten.

Wir gingen hinüber zum Fenster; der Spieltisch, der dort stand, war nicht vorbereitet. Geheimrat M. bat mich, Platz zu nehmen, blieb aber selbst stehen und sah mich eine Weile nachdenklich an, als sei er ungeschlüssig. Ehe ich eine Frage stellen konnte, wandte er sich zur Seite, trat an den wuchtigen Bücherschrank und entnahm einem Fach ein schmales Aktenstück.

„Seien Sie mir nicht böse“, sagte er und blätterte in den Papieren, „daß ich Sie jetzt wenige Minuten allein lasse und zuerst Abendbrot esse. Wenn Sie damit einverstanden sind, lassen wir heute das Schachbrett eingeschlossen und unterhalten uns nachher eine Stunde. Ich werde heute kaum bei der Sache sein, denn ich bin verstimmt und unzufrieden mit mir selbst. Manchmal, wissen Sie, verzweifelt man an sich und seiner Kunst.“ Aber wenn Sie schon meinethalben auf das Spiel verzichten, dann haben Sie ein Anrecht darauf, zu erfahren, weshalb ich dieses Opfer von Ihnen verlange.“

Er zog ein Aktenstück aus den Akten und reichte es mir hin. „Lesen Sie diesen Brief“, fuhr er halbblau fort, „ich glaube, daß er auch für Sie als Laie einiges Interesse hat. Der Schreiber ist der bekannte Doktor Balbus, der die von der brasilianischen Regierung ausgerüstete Expedition zur Erforschung der ungeheuren Urwälder am Amazonas leitet. — Und jetzt entschuldigen Sie mich!“

Er gab mir die Hand und verließ dann den Raum mit müden Schritten.

Im purpurnen Licht der untergehenden Sonne las ich: „Ich setze voraus, daß unterdessen mein Bruder, den ich um Vermittlung bat, mit Ihnen, sehr geehrter Herr Geheimrat, gesprochen hat. Domingo, der Ihnen wohl also kein Unbekannter ist und den ich eigens nach Deutschland schicke, damit er sich in Ihre Behandlung begeben kann, überbringt Ihnen selbst diesen Bericht.“

Die Vorgänge, die Ihnen mein Bruder sicher schon angedeutet hat, spielten sich in folgender Weise ab:

Ich hatte damals mit meinen Leuten in einem verlassenen Indianerdorf ein befestigtes Lager aufgeschlagen, weil wir wegen der Ungunst der Witterung nicht weiter konnten. Während die mir zugeleiteten Regierungsbeamten und die eingeborenen Träger in den Hütten blieben — es ist nicht ganz ungefährlich hier; in den letzten Jahren sind über zwanzig Expeditionen spurlos verschollen — hielt es mich nicht innerhalb des verschanzten Ringes. Ich unternahm mit einem eingeborenen Ketschua und mit Domingo täglich Streifzüge in die Umgegend, um die Zeit nicht ganz unbenutzt zu lassen.

Eines Tages nun machte mich Domingo darauf aufmerksam, daß der Ketschua, wenn wir bei unseren Wanderungen im Urwald an bestimmte Stellen kamen, ein sonderbar gedrücktes, ängstliches Wesen an den Tag legte. Ich beobachtete den Eingeborenen scharfer und fand Domingos Feststellungen richtig. Aber nach Tagen erst gelang es mir mit Versprechungen und Drohungen, den Ketschua zum Reden zu bringen. Sein Bericht war phantastisch genug. Es seien Zeichen im Walde angebracht, erzählte er, geheime Kerbuchstaben in gewissen Bäumen. Das bedeuete, daß in der Nähe ein Tempel der Acllacuna sei, den man nicht betreten dürfe.

Wenn ich auch die Aussagen des Eingeborenen nicht recht ernst nahm, so wollte ich doch wenigstens untersuchen, was Anlaß zu dieser Annahme eines uralten Tempels hier mitten in der Wildnis gegeben haben mochte. „Acllacuna“, die Abgeschlossenen, hießen zur Zeit der Inkas, als Peru entdeckt und von Pizarro erobert wurde, die Jungfrauen, die vom Volke dem König als Tribut zugeführt wurden. Sie waren in Nonnenhäusern, Acllahuasi, untergebracht und wurden zu Kultzwecken ausgebildet. Ich konnte demnach glücklichsten Falles eine Ruine finden. Aber der Ketschua

war anderer Ansicht. „Die Acllacuna sitzen noch im Tempel, Herr“, beichtete er zitternd, „wenn ein Gewitter vom Himmel fällt, dann erwachen sie aus ihrem Schlaf und sprechen. Wer sich ihnen nähert und sie anfäst, muß zwölf Monate danach sterben. Und wer in den Tempel geht, wenn ein Gewitter vom Himmel fällt und die Acllacuna wach sind, der stirbt auf der Stelle!“ — Ich hatte wenig Hoffnung, etwas von diesen Wunderdingen zu finden. Und doch, eines Tages kam der Mulatte Domingo, den ich etwas vorausgeschickt hatte, mit allen Zeichen der Aufregung zurück und meldete mir, daß er einen halbovertallenen Steinbau mitten in einem Sumpfgelände gesehen habe. Eine halbe Stunde später stand ich selbst vor dem Gemäuer. Wie ich gleich vermutete, fand sich ein künstlicher Damm als Zugang zu dem unheimlichen Steinstelet. Der Reishua hatte nicht zu viel gesagt. Im Innern des „Tempels“ saßen auf Steinbänken in zwei Reihen einander gegenüber — die Acllacuna! Als Mumien natürlich! Die alten Inkas waren nicht ungeschickter als die alten Ägypter. Der Sitzungsraum der Toten erhielt durch einen unsichtbaren Lichtschacht eine seltsame Beleuchtung, die beängstigend wirkte. — Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß an allen Dingen des Aberglaubens, die in einem Volk wurzeln, irgend etwas Wahres ist. Deshalb blieb ich den Acllacuna, die auch gar nicht einladend ausahen, ziemlich fern. An einem der nächsten Tage dann wartete ich ein Gewitter ab, um bei den Sonnenjungfrauen zu sein, wenn sie lebendig würden. — Ich ging mit Domingo durch den schmalen Gang ins Innere der Ruine, sah mich genauer um, skizzierte dies und das flüchtig. Dann brastelle draußen das Gewitter herunter. Der Reishua stand auf dem schmalen Damm und war nicht zu bewegen, zu uns herein zu kommen. Und nun geschah das Unfassbare: die Mumien erwachten zu einem gespenstigen Leben. Die gelbroten Gesichter verzerrten sich, hier öffnete sich ein Mund, dort einer. . . sie schienen zu sprechen. . . Domingo taumelte zurück und stammelte irre Stößegebete. Mit aller Willenskraft schüttelte ich das Grauen ab und trat näher an die lebenden Toten. Da sah ich, daß es Lichtreflexe waren, die von oben in dauernder Bewegung über die Mumien hinliefen, so daß ein Muskelspiel vorgetäuscht wurde. Nun untersuchte ich den Lichtschacht. Er bestand aus einer kunstvoll angelegten Reihe von geschliffenen Steinplatten, die als Spiegel wirkten — wenn sie nah waren. Dazu kam das Aufzucken der Blicke, und sofort nach Beendigung des Wetters der grelle Sonnenschein. Das Rätsel schien mir gelöst. — Aber ich hatte mich getäuscht. Während vordem der Raum trocken geblieben war, sierte jetzt die Feuchtigkeit durch. Eine Minute später war das Innere des Tempels in Wollen eines gelben Gases gehüllt. Ich sah Domingo röhelnd taumeln und gegen eine der Mumien fallen. Noch hatte ich die Gefäßgegenwart, ihn hochzureißen und in den Durchgang zu setzen. Dort muß ich selbst betäubt umgefallen sein. Der Reishua brachte uns ins Freie. Ich nehme an, daß der Boden mit irgend einer Masse getränkt oder bedeckt ist, die, wenn sie feucht wird, giftige Gase ausströmt.

Das Abenteuer schien zu Ende. — Da, genau ein halbes Jahr nach dem Vorkommnis, kommt Domingo und zeigt mir seine Hände. Sie sind überfät mit entzündeten Stellen, die sich täglich weiter verbreiten. Ich versuche alle Mittel, die zur Verfügung stehen. Umsonst! — Bis mir die Drohung des Reishua einfällt: „Wer sie anfäst, muß zwölf Monate später sterben!“ Und Domingo war gegen eine der Acllacuna gefallen.

Das wird die Erklärung sein: die Mumien sind mit einem Giftstoff bestrichen, der in die Haut dringt und in einer genau berechneten Zeit das Zerstörungswerk beginnt.

Ich konnte nur eines für den armen Kerl tun, ihn mit dem nächsten Regierungsdampfer nach Para und von dort nach Deutschland schicken, zu Ihnen. Ich glaube und hoffe.“

Als ich den Brief finken ließ, stand der Geheimrat in der Tür und blickte mich an.

„Wir nahmen ihm einen Arm ab“, sagte er fast flüsternd, „dann den andern. . . Und heute früh starb der Arme unter unbeschreiblichen Qualen — genau zwölf Monate nach seinem Besuch bei den Acllacuna! Hilflos stand ich dabei, ein Stümper! Den Toten sezierten wir und fanden — nichts!“

Hygiene und Heilkunde

Wie die Lage den Blutkreislauf verändert. Das der Blutkreislauf im Sitzen und Stehen beim Menschen ein anderer ist als beim Liegen, ist eine längst bekannte Tatsache. Aber die Erforschung der hierbei wirksamen Vorgänge

bis in alle Einzelheiten ist erst durch die schwierigen und mühseligen Arbeiten des amerikanischen Gelehrten Dr. Richards von der Columbia-Universität in New York gefördert worden. Nach einem Bericht des Gelehrten in den Mitteilungen der Nationalen Akademie der Wissenschaften von Washington, in dem die genauen mathematischen Berechnungen mitgeteilt werden, seien hier die überaus bedeutungsvollen Ergebnisse kurz zusammengefaßt. Die neuesten Möglichkeiten, das Gesamtvolumen des Blutlaufes beim Menschen zu bestimmen und den Blutdruck genau zu messen, lassen diese Probleme unter Berücksichtigung noch vieler anderer Umstände genau verfolgen, und so ist man jetzt in den Stand gesetzt, den Einfluß des Wechsels der Lage auf den Blutlauf zu studieren. Man weiß seit langem, daß bei Tieren — mit Ausnahme der Affen — der Wechsel von der waagerechten in die senkrechte Stellung mit einer deutlichen Abnahme des Blutdrucks sowie mit einer Abnahme im Volumen des Laufes verbunden ist. Lindhard war der erste, der 1913 die Wirkung der Lageveränderung des Blutlaufes beim Menschen maß. Er fand, daß von sieben Unterjuchten vier, und zwar alles Männer, denselben Blutlauf und drei, alles Frauen, einen deutlich geringeren Lauf in der aufrechten als in der liegenden Stellung zeigten. Mit verbesserten Methoden fanden Field und Bod in allen untersuchten Fällen eine Abnahme des Blutlaufes in aufrechter Stellung. Es handelte sich um eine durchschnittliche Abnahme von 24 Prozent in sitzender und von 50 Prozent in stehender Stellung, verglichen mit der liegenden Stellung. Richards bestätigte diese Feststellungen und kam zu dem Ergebnis, daß beim Menschen eine deutliche Neigung besteht, in aufrechter Stellung eine Abnahme der Stärke des Blutlaufes zu zeigen, ebenso wie es bei Tieren gefunden worden ist. Die Veränderung im Blutdruck sind aber beim Menschen verschieden von denen, die man bei Tieren bei der Lageveränderung beobachtet hat. Bei Personen, die sich selbst in stehender Stellung erhalten, steigt unter normalen äußeren Verhältnissen der mittlere Blutdruck. Es gibt aber auch manche Personen, deren Blutdruck während kurzer Zeiten in der stehenden Haltung die Neigung hat, zu fallen. Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß der Pulsdruck in der stehenden Stellung abnimmt; die Zahl der Pulschläge nimmt um 10 bis 50 Prozent zu. In der stehenden Stellung zeigt der mittlere Blutdruck wenig Veränderung gegenüber dem in der liegenden. Es ergeben sich also bei einer Veränderung der liegenden Haltung die folgenden Erscheinungen: 1. in der Sitzlage keine Veränderung des mittleren Blutdrucks und eine Abnahme beim Blutlauf um 24 Prozent; 2. beim Stehen eine Zunahme des mittleren Blutdrucks, eine scharfe Abnahme beim Pulsdruck, eine Zunahme von 10 bis 50 Prozent in der Pulszahl und eine Abnahme um 50 Prozent im Gewicht des Blutlaufes. Als Erklärung für diese Abnahme beim Blutlauf in aufrechter Stellung wird die Störung des Blutes in den Venen der Eingeweide und der unteren Gliedmaßen angeführt. Die Tatsache der Anhäufung des Blutes an diesen Stellen ist beim Stehen natürlich. Der Grund dafür ist in der Zusammenziehung der Arterien bei der aufrechten Stellung zu suchen.

Reise u. Verkehr

Die schnellsten Züge in Deutschland. Die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft ist in steigendem Maße bestrebt, die Fahrtgeschwindigkeit der Schnellzüge zu erhöhen. In diesem Sommer haben bereits wieder 18 D-Züge Geschwindigkeiten von 80 Stundenkilometer und darüber erreicht. Die höchste Stundengeschwindigkeit erreichen die Berlin-Münchener D-Züge, die die 161,7 Kilometer lange Strecke zwischen Halle und Berlin in 117 Minuten durchfahren; das entspricht einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 83 Kilometer in der Stunde. Fast die gleiche Geschwindigkeit — 82,8 Kilometer-Stunden — erreicht ein Schnellzug auf der 164,4 Kilometer langen Strecke Leipzig-Berlin, die in 119 Minuten durchfahren wird. Auf der gleichen Strecke und auf der Strecke Hannover-Damm (176,4 Kilometer) erreichen zwei weitere Züge Stundengeschwindigkeiten von 82,4 bzw. 82,2 Kilometer. An sechster Stelle kommt ein Zug auf der 286,8 Kilometer langen Strecke Berlin-Hamburg, er erreicht eine Geschwindigkeit von 82 Stundenkilometer, während der Gegenzug Hamburg-Berlin im Durchschnitt 81,1 Kilometer in der Stunde fährt. Eine Stundengeschwindigkeit von 80 Kilometer und darüber wird außerdem auf den Strecken Hannover-Osnabrück, Dortmund-Hannover, Brandenburg-Magdeburg, Bremen-Harburg, Lehrte-Harburg, Nürnberg-Bamberg und Bielefeld-Hannover erreicht.